

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 4 (1924-1925)
Heft: 1

Artikel: Sollen wir die Berufsschriftstellerei fördern?
Autor: Greyerz, Otto v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-155346>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sucht der Menschheit für ihre eigenen Geschäfte auszunutzen verstehen.

Ein altes Wort sagt: „Die Welt will betrogen sein.“ Leider ist dieses Wort wahr. Die Menschheit ist nur allzu sehr geneigt, denen nachzulaufen, die entweder unklar oder gewissenlos genug sind, das Unmögliche zu versprechen.

Die Schweiz hat kein Recht, sich schmollend zurückzuziehen und zu erklären, die andern Staaten haben der Welt die böse Suppe eingebracht. Wir sind mindestens ebenso schuldig wie die andern. Man hat schon lange die Schweiz die Drehscheibe Europas genannt. Wirklich ist die Schweiz während des Krieges die Drehscheibe des Weltbetrugs gewesen. Gerade auf unserem Boden hat man zum großen Teile jene Teufelsuppe gekocht und den verschiedenen Völkern in Rationen zugemessen, unter Beifall und Mithilfe vieler unserer Bürger. Und erst im Jahre 1920, als die Schweiz als einziger Staat die Frage des Beitritts zum Völkerbund durch eine Volksabstimmung entschied, hat sich unser Land als der Mann erwiesen, der Gutes zu tun mußte und es nicht tat. Wie viele haben sich da, verführt durch die Sirenengesänge ehrlicher und anderer Weltverbesserer, zu Zuhältern des Systems gemacht, unter dem wir heute alle leiden. Ich möchte deshalb allen Menschen zurufen: Hütet euch vor niemand so sehr wie vor den Leuten, die euch das bald herankommende Zeitalter des allgemeinen menschlichen Glücks versprechen. Ich sage dies nicht als einer der vielen, die, in ihren eigenen Hoffnungen getäuscht, nun die Götzen verbrennen, die sie früher angebetet haben, sondern als einer, der seit Jahrzehnten das Unglück langsam herankommen gesehen, als einer, der früh erkannt hat, daß gerade die Weltverbesserer die schlimmsten Weltverderber sind.

Gollen wir die Berufsschriftstellerei fördern?

Von Otto v. Greyerz.

Meine Meinung ist, daß wir sie nicht fördern sollen. Seit dem wirtschaftlichen Zusammenbruch der europäischen Mittelstaaten ist die Verarmung der Berufsschriftstellerei aus einer drohenden Gefahr zu einer Tatsache geworden. Auch in der Schweiz haben die von der Feder Lebenden, d. h. auf den Ertrag ihrer Schriftstellerei angewiesenen geistigen Arbeiter ihre Abhängigkeit von der allgemeinen Wirtschaftslage und der schwindenden Kaufkraft des lesenden Publikums schwer zu fühlen bekommen. Das Rädergetriebe des Buchgewerbes, dem der verzweifelte Daseinskampf jede ideale Schwungkraft gebrochen hat, droht sie zu zermalmen. Durch den Tiefstand der deutschen und österreichischen Währung, immer mehr auch der französischen, ist der Vertrieb schweizerischer Bücher vom benachbarten Ausland so gut wie abgeschnitten. Was nicht in unserm eignen Land Absatz und raschen

Ertrag verspricht, wird vom Verleger abgelehnt und kann in der Verfertigung verschwinden; oder es werden dem Verfasser Bedingungen zugemutet, die, auch wenn er sie erfüllen könnte, sein Selbstgefühl erniedrigen.

Diese Zustände machen es durchaus begreiflich, daß die Schwerebetroffenen sich zu einem Berufsverband zusammenschließen, sei's um ihre Arbeit vor der Ausbeutung zu schützen, sei's um gemeinsam die Hilfe allgemeiner Stiftungen oder der Behörden nachzusuchen. Die Not ist da, unleugbar, und wo Not ist, muß geholfen werden. Es fehlt auch nicht völlig an Hilfe: die Schweizerische Schillerstiftung und die vom Schweizerischen Schriftstellerverein errichtete Werkbelehnskasse haben schon manche unverschuldete Not gemildert und manchem strebsamen Talent durch schwere Prüfungszeit hindurchgeholfen.

Allein, wo Not ist, muß nicht nur geholfen, es muß wo möglich abgeholfen werden. Und richtige Abhilfe setzt klare Einsicht in die Ursachen der Not und in den eigentlichen Zweck der Hilfe voraus. Wenn ich jedem Bettler, der an meine Türe kommt, Geld gebe, so helfe ich der Bettelei nicht ab, sondern vermehre sie. Ich arbeite einer höhern Absicht entgegen, die darauf ausgeht und ausgehen muß, die Bettelei unnötig zu machen. Frühere Zeitalter haben den Straßenbettel als notwendiges, unabtreibbares Übel betrachtet, und viele Völker tun es jetzt noch. Bei uns ist die Erkenntnis durchgedrungen, daß dieses Übel nicht sein darf, daß es durch öffentliche Armenpflege und Arbeitsvermittlung bekämpft werden muß.

Das Beispiel soll hier nur dazu dienen, die Frage, was für die notleidenden Schriftsteller zu tun sei, aus dem Bereich der augenblicklichen Fürsorge in den höheren der nationalen Kunstpflege und der Geistesbildung überhaupt zu rücken. Wir lassen vorläufig alle die Gründungen und Stiftungen zur materiellen Unterstützung des bedrängten Schrifttums unangefochten und fragen allgemein und grundsätzlich nach dem Sinn und Wert der Geldunterstützung. Haben wir in ihr das richtige Mittel nicht nur zur Linderung der zeitweiligen Schriftstellernöte, sondern zur Förderung des Schrifttums? Dienen wir damit dem Endzweck einer Nationalökonomie der geistigen Arbeit, der innern Wohlfahrt unseres Landes, dem Fortschritt der Menschheit?

Ich fürchte vor allem, daß wir das nicht tun, insofern als wir die Berufsschriftstellerei unterstützen, also diejenige Klasse von Geistesarbeitern, die gerade jetzt unter der wirtschaftlichen Zwangslage am meisten leidet und die Hilfe der Gesamtheit am meisten in Anspruch nimmt. Bei uns ist ihre Zahl noch gering im Verhältnis zu andern Ländern, besonders zu Deutschland; aber sie ist im Wachsen. Seit etwa zwei Jahrzehnten haben eine ganze Anzahl junger Talente sich nach kaum abgerutschter Schulbank, ohne alle Berufserfahrung, ins literarische Schaffen gestürzt, um so bald wie möglich zum ersehnten freien Schriftstellerdasein zu gelangen. Ganz nach ausländischem Muster. Denn einen eigentlichen Schriftstellerstand kennt die schweizerische Überlieferung nicht. Und wenn auch die Gründung des Schweizerischen Schriftsteller-

vereins ein Gefühl der Gemeinschaft und Gesamthaltung unter den Literaten geweckt hat, so ist man doch noch weit entfernt von dem Standesdünkel des reichsdeutschen Nur-Schriftstellers, der auf seine in bürgerlicher Berufspflicht stehenden Kollegen mit Bedauern oder Verachtung herabzusehen gewöhnt war. Doch sind auch bei uns schon Stimmen laut geworden, die etwas von jener anmaßlichen Überhebung des Schriftstellers über „das Gesindel unter ihm“ merken ließen. Man denke an den Vorschlag Alfred Janthausers zur Gründung eines schweizerischen „Leserverlags“: 20,000 Leser (freie Schweizer) sollten sich zur Abnahme von jährlich so und so viel Büchern verpflichten, die ihnen irgend ein Prüfungsausschuß vorschreiben würde. Mit andern Worten: das bürgerliche Leserpact ist zu dumm, sich seine Lektüre zu wählen, aber gut genug zum Zahlen. Hintergedanke: das Publikum ist für die Schriftsteller da, nicht die Schriftsteller für das Volk. — Die letzte Schriftstellerversammlung hat den Antrag an eine Kommission gewiesen und die Beratung darüber verschoben — hoffentlich ad Calendas Graecas! Inzwischen ließe sich das Experiment am besten in Sowjet-Rußland machen („wo andere Dinge noch in Ware sich verwandeln“). Die literarische Diktatur paßt dort ins Gesamtbild wie nirgends.

Die bittere Not der Zeit wird nun freilich auch in Deutschland manchen dieser Nur-Schriftsteller von Gottesgnaden beten gelehrt haben: Herr, gib mir Arbeit! Gleichviel welche, wenn es nur lohnende Arbeit ist. — Aber wie manchem hat die Anmaßung seines Dichtergefühls nicht gestattet, sich zur bürgerlichen Arbeit herabzulassen! Wie manchem sind die Augen nicht aufgegangen über die Nutz- und Zwecklosigkeit seines Schriftstellerdaseins? Und doch hat noch keine Zeit wie die jetzige uns die krankhafte Überwucherung des Schriftstellerstandes, die Lästigkeit und Schädlichkeit der in niederem Schriftdienst sich betätigenden Halbtalente offenbart! Sie zählen nach Tausenden, vielleicht nach Zehntausenden im deutschen Sprachgebiet, diese verunglückten Schriftstellerexistenzen, die nichts können als schreiben — und selbst das haben sie nicht recht gelernt. Schreiben oder untergehen; vielen von ihnen bleibt keine andere Wahl. Und gerade in der Einseitigkeit und Ausschließlichkeit ihres Schriftstellertums sehen sie den höhern gesellschaftlichen Rang ihres Berufs, die letzte Ehre, die sie zu vergeben haben! Freier Schriftsteller zu sein, frei von allen Pflichten gegenüber der Gesamtheit, frei von Nahrungsjorgen, Alltagsjorgen, gesellschaftlichen Verbindlichkeiten und all den Widerständen, welche die Schule des Lebens ausmachen, erhaben über den Kampf mit den niederen Lebensmächten, in Schönheit dahinlebend, Ziel und Krone des Daseins in der Spiegelung des eigenen Geistes findend — das war vielleicht der Traum ihrer Jugend. Schwer büßen sie den Wahn. Freier Schriftsteller bleiben zu müssen, ist das bittere Schicksal ihrer enttäuschten Mannesjahre geworden. Die vermeintlich Freien sind die Unfreisten geworden, die vermeintlich rein Geistigen die Sklaven des Geldes, abhängig von der blinden Macht des herrschenden Geschmacks, dienstbar jenem obenauß gekommenen Geschlecht von bildungslosen Reichen, die nun den Büchermarkt, das Theater, das

Kino beherrschen. Unbewußt zuerst, dann immer bewußter und absichtlicher geben sie dem gemeinen Bedürfnis der konsumierenden Massen nach. Denn sie brauchen Massenvertrieb, wenn sie zum Erfolg kommen wollen. Und Erfolg ist alles. „Es ist mir ganz wurst, was diese Kritiker schwächen,“ soll ein berühmter Wiener Schriftsteller gesagt haben, — „wenn sie mich nur loben!“ Und dann wird in allen Sätteln geritten. Ist Sensation Trumpf? Machen wir in Sensation. Ist das Naive Mode geworden, das Primitiv und Kindliche — können wir auch. Morgen wird das Perverse an der Reihe sein, und so weiter. Immer das Zeitgemäße, immer das der Nachfrage Entsprechende. Und womöglich unter dem Anschein des Neuen, nie Dagewesenen, Ureigentümlichen. Wenn es nur auffällt, verblüfft, verwirrt. Wenn es nur gelingt, durch irgend ein Hinterpförtchen in die Gunst eines zugkräftigen, betriebsamen Verlags, auf das Repertoire eines tonangebenden Berliner Theaters zu gelangen. — Gibt es aber eine tiefere Erniedrigung für den, der sich als „freier Schriftsteller“ über die Sklaverei des bürgerlichen Berufs, über den Mammonsdiens des schuftenden Philisters erhaben glaubte?

In der Schweiz hatten wir den alten, ehrbaren Brauch, die Schriftstellerei erst auf dem Boden eines gesicherten bürgerlichen Daseins zum Beruf zu machen. Die Begründer unserer neuern Literatur haben es so gehalten. Bodmer und Haller hatten ihr Auskommen als Gelehrte, Geyner als Maler, Usteri als Kaufmann, Hegner in amtlicher Stellung. Wie Gotthelf und Meyer sich gegen den Titel „Schriftsteller“ wehrten, ist bekannt. Und doch schrieb Meyer, durch ererbtes Vermögen sichergestellt, seine Werke in völliger Unabhängigkeit von Berufspflichten, während Gotthelf seinem Pfarramt lebte und ihm nichts abgehen ließ. Auch Keller ergriff, sobald er ihn fand, einen bürgerlichen Beruf und wandte sich erst, als er der Existenzsorgen überhoben war, ausschließlich der Schriftstellerei zu. Ähnlich Ernst Zahn und Meinrad Lienert. Andere blieben, auch bei größter dichterischer Fruchtbarkeit, zeitlebens in einem ernährenden Beruf: J. B. Widmann, Arnold Ott, Adolf Frey; und viele unter den Lebenden folgen ihrem Beispiele, die meisten nicht nur gezwungen, sondern aus vernünftiger Einsicht. Heinrich Leuthold war der erste, der sich dem Traum des freien Schriftstellerdaseins hingab; der erste, der eine schwere Enttäuschung damit erlitt. Der nächste war J. C. Geer; auch kein ermutigendes Beispiel.

Hat nun der bürgerliche Beruf einen Gotthelf und Keller und Widmann und Spitteler und wie sie sonst noch heißen mögen, in ihrer Dichterkraft geschwächt? Hat er sie gehindert, ihr Lebenswerk mit gesteigerten Anforderungen an ihre Kunst auf die Höhe des ihnen Erreichbaren zu führen? Niemand kann auf diese Frage mit Bestimmtheit antworten, wie niemand einen menschlichen Lebenslauf auf veränderter Grundlage mit Bestimmtheit konstruieren kann. Allein so viel darf man wohl sagen: Gotthelfs dichterisches Lebenswerk ist ohne den Pfarrerberuf, dem er es abgerungen, nicht denkbar. Dieser Beruf stellte ihn mitten ins Volk und forderte seine schlummernden Dichterkräfte heraus.

Die Notwendigkeit und Not des Schaffens drängte sich ihm ohne den leisesten Schriftstellerehrgeiz auf. Es war eine innere Pflicht, nicht gegen sich, sondern gegen das arme Bauernvolk, in dessen Dienst er stand und dem noch keiner vor ihm sein Spiegelbild in Liebe und Treue vorgehalten hatte. So wurde er in einem höhern Sinne, was er im gemeinen nicht sein wollte: Schriftsteller von Beruf. Seine Absicht war bescheidenenmaßen nur auf die Bildung seiner Emmentaler Bauern gerichtet. Das hat ihn nicht gehindert, ein Schriftsteller für die große Welt zu werden.

Gottfried Keller, lang ohne Beruf und mit unklarem Lebensziel im Auslande umherirrend, war von vornherein anders eingestellt. Ihn zog es in die Freiheit und Weite des gesamtdeutschen Geisteslebens; ihn lockte die Schönheit einer in sich selbst ruhenden Phantasieschöpfung. Ganz im Gegensatz zu dem Volkserzieher Gotthelf begann er als Literat, als bewußter Mitarbeiter an der deutschen Literatur. Sein Publikum, wenn er an eines dachte, war die unsichtbare, in aller Welt verstreute Lesergemeinde deutscher Zunge. Er schrieb für die liberaldenkende, literarisch gebildete Oberschicht des gemeindeutschen Bürgertums, nicht allein für seine Landsleute oder gar, wie Gotthelf, für seinen engen persönlichen Wirkungskreis unter ihnen. Aber auch er fand, wie den Weg in die Heimat, so den Weg zum eigenen Volke. Der Sinn für literarische Einwirkung auf das eigene Volk ging ihm an Jeremias Gotthelf auf, mit dessen Werken er in Heidelberg vertraut geworden war. „Es handelt sich eben darum,“ schrieb er in seinem ersten Aufsatz über Gotthelf (von 1849), „daß das Volk so gut zu sich selbst zurückgeführt werde wie überhaupt alle Menschheit, und auch bei ihm der Geschmack am Fremden und Sonderbaren vertrieben werde.“ Und gleich darauf: „Derjenige Volksdichter, der ein gemachtes Prinzip braucht, um arbeiten zu können, tut daher am besten, die Würde der Menschheit im Volke aufzusuchen und sie demselben in seinem eigenen Tun und Lassen nachzuweisen. Gelingt ihm dies, so erreicht er zugleich einen weiteren Zweck und deckt eine Blöße im Getriebe der Kultur.“ Aber erst die Rückkehr in die Heimat und ganz besonders die fünfzehn Jahre Staatsdienst bahnten das neue und innige Pflicht- und Vertrauensverhältnis Kellers zu seinem Volke an, das den Grundton seiner späteren Werke bildet. Bezeichnend dafür sind nicht nur die Züricher Novellen und Martin Salander, sondern auch die Umgestaltung des Grünen Heinrich, dessen Held, statt an einem verunglückten Künstlertum zugrunde zu gehen, sich durch tätige Mitarbeit am öffentlichen Leben der Heimat rettet. Das tiefe Gefühl dankbarer Verpflichtung gegenüber seinem Volke hat der Dichter in seinem Hohelied auf Schillers Genius ausgesprochen:

So manchen guten Mann wir unser nennen,
Die Quelle seines Wertes springt im Volke,
Und was er ist, dankt jeder dieser Quelle.

Gotthelf und Keller, so vollkommen sie als nationale Dichter in ihrem Verwachsensein mit dem eigenen Volke dastehen, dürfen darum

doch nicht als einzige Vorbilder dichterischer Größe hingestellt werden. Der große Baum braucht überall viel Boden, und der Geist weht, von wannen er will. So ist ein C. F. Meyer auch ohne ausgesprochenes Schweizertum und ohne alle Volkstümlichkeit zu einem großen Dichter und zum Stolz unseres Schrifttums geworden. Was er aus den Quellen fremdländischen Schrifttums schöpfte, hat sein eigenes Werk nicht getrübt. Sein dichterischer Charakter war stark genug, es zu eigenartigen Schöpfungen zu verarbeiten.

Allein die Talente sind selten, die in der Hingabe an fremdländische Vorbilder sich nicht selber verlieren. Schon der langjährige Aufenthalt im Auslande, besonders in Großstädten, ist für die Erhaltung angestammter, wahrer Eigenart gefährlich. Wir Schweizer besonders gedeihen übel in der Luft großstädtischen Literaturtreibens. Leuthold, Dranmor, Karl Stauffer haben den Verlust der Heimat schwer gebüßt oder bitter empfunden. Ein Vorspiel ihres tragischen Unter- oder Niedergangs bot schon der entwurzelte J. G. Zimmermann im 18. Jahrhundert. Und wie mancher unter den lebenden Schriftstellern hat nicht die Entfremdung von der Heimat mit einer Verwirrung und Verirrung seines Kunstideals, mit einer Abnahme seiner frischen Schaffenskraft bezahlen müssen! Mancher von ihnen ist mit einem fremden Gesicht, mit einem in sich gespaltenen und zerrissenen Wesen, halb Schweizer, halb Kosmopolit, in die Heimat zurückgekehrt und hat keine Heimat mehr gefunden. „Mea culpa!“ mußte er sich sagen.

Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie erschlagen.

Selbst ein Hans Ganz sucht die Schuld „an der Not und Unzulänglichkeit des heutigen Schrifttums“ bei der Generation der neuen Schriftsteller. „Die Dichter,“ sagt er, laut Bericht vom Schweizerischen Schriftstellertag in Solothurn (Wissen und Leben, 13. Jahrg., 16. Heft), „sind aus der Mitte des Volkes herausgetreten, statt aus ihr heraus zu schaffen. Sie müssen wieder zurück. Die Russen“ (als ob die Vorbilder nicht viel näher lägen!) „sind uns hierin weit voraus... Auch wir müssen wieder ins Volk, ins wahrhafte, lebendige Volk zurück. Wir müssen die lebendige Verbindung der wirklich Geistigen mit der Wirklichkeit der Werktätigen wieder bekommen.“ Auch C. A. Bernoulli (wer hätte es vermuten können!) sieht das Heil unseres Schrifttums in einer „mystischen Vereinigung zwischen dem Herzen des Dichters mit dem Herzen des Volkes.“ „Wir erhoffen sie, fährt er fort. Das Gemeinschaftsgefühl gemeinsamer Berufung einigt uns zu wahrer Bruderschaft. In welcher Form er immer schreibe — der Schriftsteller soll, wenn es nach der Pflicht geht, der Mund, wenn es nach der Gnade geht, das Herz unseres Volkes sein.“

Schöne Worte. Aber nun die Folgerung? — Bundessubvention! Geld her!

Mir scheint, der rechte Weg liege anderswo. Mit Geld lindert man — vorübergehend — die Not des einzelnen. Aber mit Geld schafft man — auf die Dauer — kein gesundes Schrifttum.

Die notwendigste Einsicht ist die, daß wir keine Masse von Schriftstellern nötig haben, sondern eine Auslese von guten. Und diese Auslese wird dadurch erleichtert, daß wir den werdenden oder werden wollenden Literaten den Kampf ums Dasein nicht ersparen. Das Leben ist, wie für jeden Menschen, der empor will, so auch für den angehenden Schriftsteller, eine notwendige strenge Schule. Auch der Dichter muß sich mit den Widerständen der Wirklichkeit abfinden lernen. Auch der Dichter muß Schmied seines eigenen Schicksals werden und darf sich nicht von andern auf Rosen betten lassen. Die allererste Vereinigung des Dichters mit dem Volk, ganz unmythisch aufgefaßt, liegt doch wohl darin, daß auch er an den Lebenskampf herangeht und sich auf eigene Füße stellt. Berufsarbeit ist der Weg dazu, aber nicht die des „freien Schriftstellers“ sondern des Mitbürgers. Geht das Talent im Beruf zugrunde, d. h. schläft es ein oder verliert es die Schwungkraft, so war es kein echtes Talent; so ist es auch nicht schade drum. Die Teilnahme an Kampf und Not des Lebens kann einen starken Geist wohl dämmen, töten nicht. Ich kannte einen klugen Vater, der seinem Sohn den Weg zur großen Kunst weisen wollte. Der Junge bildete sich ein, Musiker zu werden, Komponist vor allem, und bat um die nötigen Mittel. Ich werde dir, sagte der Vater, den Weg zur Musik verlegen, so gut ich nur kann. Haust du dich gleichwohl durch, dann weiß ich, daß es sein muß. Dann helfe ich dir aber auch mit allen Mitteln. — Der Junge ist nicht Musiker geworden; und der Musik ist ein Halbtalent erspart geblieben.

Nicht Erleichterung, eher Erschwerung der Schriftstellerlaufbahn brauchen wir; und ganz besonders Erschwerung des „freien Schriftstellertums“. So arbeiten wir an einer Auslese der Tüchtigsten, die sich der hohen Verantwortung des Schriftstellers gegenüber der Gesamtheit bewußt sind; die nicht aus äußern, d. h. Erwerbsgründen, produzieren, sondern aus innern, aus der unwiderstehlichen Fülle drängender Kraft, aus Gestaltungslust und Gedankenreichtum, aus Geist und Liebe.

Die wohlthätigen Stiftungen für unschuldig verarmte oder notleidende Schriftsteller in allen Ehren! Auch der Ankauf und Vertrieb von Büchern durch literarische Vereine und Gesellschaften zugunsten eines bedrängten Autors kann Gutes wirken — immer vorausgesetzt, daß damit wirkliches Verdienst ausgezeichnet werde. Allein alles, was dazu beiträgt, im angehenden Schriftsteller das Gefühl eines Vorzugsrechtes auf unverdienten Erwerb zu pflanzen und ihm, als einem höherwertigen Wesen, eine Ausnahmestellung zu verschaffen, widerspricht dem öffentlichen Erziehungsgeiste unseres Volksstaates. All das hindert jene innige Verbindung, die wir im Namen einer allumfassenden Volksbildung wünschen müssen: die Verbindung zwischen Kunst und nationalem Leben, zwischen dem Dichter und seinem Volk. Nichts aber, scheint mir, wirkt dieser Einheit von Kunst und Leben so entgegen als die Abkehr

und Absonderung des jugendlichen Dichters von dem tätigen Anteil an den zu lösenden Aufgaben des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens. Für jeden Berufsschriftsteller besteht diese Gefahr. Denn er dichtet und schreibt ja für eine beliebige, farb- und profillosse Allgemeinheit, er ist auf ein europäisches bücherlesendes Publikum eingestellt, das, zumal auf dem Gebiete der dramatischen Dichtung, mit einem örtlich getreuen und heimatisch empfundenen Abbild des engern Lebens nichts anfangen kann.

Wie viel reicher könnte unser geistiges Leben in den untern Volksschichten werden, wenn die begabten jungen Geister, anstatt sich den Enttäuschungen und Demütigungen der Berufsschriftstellerei auszusetzen, sich dem tätigen Leben zuwendeten und überall dort angriffen, wo geistlose Routine, Schulmeisterei, Pedanterie, Bürokratismus und Seelenlosigkeit jeder Art die schönsten Berufsaufgaben verstanden lassen! Ich denke vor allem an den Jugendunterricht, die Jugendvereine, Pfadfinder- und andere Jugendorganisationen, an Stellenvermittlung, Volksaufklärung, Arbeiterbildungsvereine, Volksfilm, öffentliche Vorleseabende, Volksbibliotheken, Volkstheater, an alle Formen der Presse, von der großen Tageszeitung bis zum Volkskalender. Aber die Arbeit in diesem heißen und steilen Weinberg lockt nicht. Die Freude am persönlichen Wirken lockt nicht, die Lust zur sozialen Hilfe, zur Einwirkung auf die Jugend lockt nicht. Es ist, als kennten diese jungen Welteroberer nur eine Form der geistigen Arbeit: das von allem Lebenszusammenhang losgelöste Schriftstellern; als scheuten sie jedes Einsetzen ihrer Person, jedes Bekenntnis zu einer verantwortungsschweren Sache, jede Mühe und Arbeit, die sich nicht in klingendes Honorar umsetzt.

Wir brauchen keine Berufsschriftsteller. Wir brauchen starke Geister, die dem Lebenskampf nicht ausweichen; und wir brauchen treue Diener des Volkes, die, statt schöne Worte zu machen, ihre Geisteskräfte in den Dienst der Gesamtheit stellen.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Das französisch-tschechische Bündnis und die schweizerische Neutralität. — „Die Tessiner Frage“. — Rückzugsgesichte im Zonenkonflikt. — Diskussion der Parteien.

Vor einigen Tagen ist beim Völkerbundssekretariat in Genf der Wortlaut des französisch-tschechischen Bündnisvertrags vom 24. Januar dieses Jahres niedergelegt worden. In Art. 3 dieses Vertrages gehen Frankreich und die Tschechoslowakei die Verpflichtung ein, sich im Fall einer drohenden Verletzung des Art. 88 des Friedensvertrages von St. Germain und der Genfer Protokolle vom 4. November 1922, d. h. im Fall einer wiederauflebenden Anschlussbewegung Deutschösterreichs an Deutschland „über die eventuell notwendigen Maßnahmen zu verständigen“. Je nach der Art dieser „eventuell notwendigen